

Immunologik – Beitrag zu einer Kritik der politischen Anatomie

»Wenn man ein sehr generelles Konzept der Immunologie in die Gesellschaftstheorie einbaut, geht es um die Erzeugung von Konflikten oder Widersprüchen im kommunikativen Sinne, also um Wider-Sprechungen, wenn man so sagen darf, die Probleme anvisieren, die letztlich im Verhältnis von System und Umwelt ihre Wurzeln haben, wo aber die Umwelt für die Gesellschaft nicht zugänglich ist, es sei denn in der Form von Themen der Kommunikation. In diesem Sinne kann man generell sagen, dass Konflikte – also Widersprüche, Neinsagen, Ablehnungen und so etwas – die Funktion haben, die Realität präsent zu machen, ohne in die Umwelt ausgreifen zu können oder zu müssen. In neueren Überlegungen formuliere ich das auch als eine Art von Realitätstest...« (Luhmann 1996, 194).

Die Ergebnisse feministischer Theoriebildung haben ebenso wie kulturanthropologische, soziologische und historische Studien die Grenzen traditioneller Analysen des Körpers aufgezeigt. Die Kritik konzentriert sich auf den Umstand, dass der Körper in vielen Untersuchungen als eine Art organisches Substrat oder als passive Einschreibefläche von Praktiken behandelt wurde. Diese »klassische« theoretische Perspektive operierte mit der Vorstellung, es gebe den Körper als eine anthropologische Konstante, einen universellen und stabilen (Wesens-)Kern für wechselnde historische Determinationen. Implizit oder explizit wurde ein Zwei-Ebenen-Modell (mit jeweils unterschiedlichem Realitätsindex) vorausgesetzt, um die »Ableitungen« und »Funktionen«, aber auch die »Wechselwirkungen« und »Vermittlungen« zwischen Individual- und dem Gesellschaftskörper zu untersuchen.

Seit einiger Zeit scheint sich nun in der Ablehnung von ontologischen und essentialistischen Körper-Konzepten ein neuer wissenschaftlicher *common sense* abzuzeichnen. In den Vordergrund treten mehr und mehr »Konstruktionen« und »Fiktionen«, das heißt jeweils historisch-gesellschaftlich spezifische Körper-Erfahrungen, die sich nicht mehr auf die Vorstellung *des* Körpers zurückbeziehen lassen. Diese Entwicklung ist zweifellos zu begrüßen, da auf diese Weise die vorherrschenden Naturalisierungen individueller und kollektiver Körper wirksam bekämpft werden können. Dennoch bleibt ein gewisses Unbehagen. Zu beobachten ist nämlich auch, dass diese epistemologische Verschiebung vor allem in theoretisch-juridischen Kategorien interpretiert wird (im Sinne einer »richtigen«, »adäquaten« oder »wahren« Theorie), ohne wiederum die historischen und gesellschaftlichen Bedingungen zu reflektieren, die sie »wahr« gemacht haben. Anders gesagt: Ebenso wie manchmal Atheisten zu den glühendsten religiösen Eiferern zählen, kann auch Ontologiekritik zu einer Art Ersatzontologie (oder zum Naturersatz) werden, wenn sie nicht die Materialität

der Wissensproduktion selbst thematisiert. Positiv ausgedrückt müsste es also darum gehen, das Wissen über den Körper mit der Körperlichkeit des Wissens zu konfrontieren.

Einen – dazu sehr bruchstückhaften – Versuch in diese Richtung einer »politischen Anatomie« möchte ich im Folgenden vorstellen. Den Ausgangspunkt bildet die Annahme, dass die Metaphern und Repräsentationen des Körpers sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch zu ändern begonnen haben – und mit ihnen die Konzepte von Gesundheit und Krankheit, Normalität und Abweichung, Eigenem und Fremden. Was macht die Differenz aus? Eine vorläufige und etwas paradoxe Antwort darauf könnte lauten, dass es genau die Frage der Differenz ist, welche die Differenz markiert. Während bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts die Konzeption des Körpers relativ stabil war und er als quasi-natürlicher Hintergrund zum Einschreiben von Differenzen fungierte (als Markierung von Geschlecht, Rasse und Klasse), so verliert er seit einiger Zeit selbst an Konsistenz. Es finden sich nur noch Teile, ohne die Vorstellung einer strukturierten Ganzheit, die diese organisiert und ihnen ihren Platz zuweist. Eine Art Differenzierung ohne Rückbezug auf eine Instanz, die sie steuert und die Richtung zuweist (vgl. dazu Haraway 1995).

Um diese relativ abstrakten Überlegungen zu konkretisieren, greife ich auf die Arbeit der US-amerikanischen Kulturanthropologin Emily Martin zurück, die sich für ihre Analyse der Veränderung von Körperbildern und Gesundheitsvorstellungen seit der Mitte dieses Jahrhunderts auf die Auswertung von Populärmedien, wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen und umfangreiches Interviewmaterial stützt (Martin 1994, Martin 1998). Martin stellt drei Charakteristika heraus, die für das Körperbild noch bis vor einigen Jahrzehnten bestimmend waren:

Das frühe 20. Jahrhundert war *erstens* geprägt von dem Einfluss der neuen Wissenschaft der Bakteriologie. Bis in die 50er Jahre hinein scheinen die für die Gesundheit gefährlichsten Dinge in der unmittelbaren Umgebung außerhalb des Körpers zu liegen. Enorme Anstrengungen wurden in im Bereich der Hygiene unternommen: Schützen und Säubern der Außenflächen des Körpers, Waschen, Staubwischen, Lüften und Desinfizieren kam eine strategische Bedeutung zu. Im Mittelpunkt stand vor allem die schützende Oberfläche des Körpers, und es machte wenig Sinn, im Inneren des Körpers nach Gefahren zu suchen. Um so wichtiger war eine klare Grenzziehung zwischen Innen und Außen, auf der die Ausbildung der Identität, die Differenz von Eigenem und Fremden, Ich und Nicht-Ich beruhte.

Diese Anstrengung zu Sauberkeit und Ordnung erforderte *zweitens* einen permanenten Reinigungsimperativ und stellte routinisierte Praktiken in den Vordergrund. In den von Martin herangezogenen Publikationen wird immer wieder auf die entscheidende Bedeutung

von Gewohnheiten hingewiesen. Festzustellen ist ein Primat der Stabilität: Die vorherrschenden Körperbilder zeichneten sich durch Uniformität, Konstanz und die Vorstellung eines idealen Gleichgewichtszustands aus. In dieser Hinsicht waren Abweichungen Ungleichgewichte und damit per se pathologisch. Die den Körpern eigene Fähigkeit zu homöostatischer Selbstregulation garantierte eine Anpassungsleistung, die darauf abzielte, den status quo ante wiederherzustellen.

Drittens herrscht in dieser Zeit das Maschinenmodell des Körpers vor, dessen Teile regelmäßig überprüft und gegebenenfalls repariert werden müssen. Allerdings findet sich (noch) nicht die Idee, dass es etwas gibt, das den Körper als Ganzes zusammenhält. Zwar spricht man schon vom Körper als System, aber der Systembegriff meint noch nichts Spezifisches und kann jederzeit durch »Körper« ersetzt werden. Ein weiterer Aspekt: Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten wurde in dieser Zeit in der Form »passiven Widerstands« gedacht (wie eine Wand, die zugleich Schutz gegen die Gefahren von außen bietet und die Grenze zwischen Innen und Außen markiert). Innerhalb dieser Konzeption war die Vorstellung »undenkbar«, dass es möglich sei, die körperliche Widerstandskraft von sich aus zu erhöhen (Martin 1994, 24-33; Martin 1998, 509-513; Gilbert 1997).

In den letzten Jahrzehnten geriet dieses System, das so sehr auf Gleichgewicht und Grenzziehung beruhte, selbst aus dem Gleichgewicht, und die Grenzen wurden immer diffuser. Martins These ist, dass das traditionelle bakteriologische Paradigma schrittweise durch einen immunologischen Diskurs ersetzt wird. Ein erstes Anzeichen für diesen Übergang sieht sie in dem Interesse am Körperinneren, das seit den 60er Jahren exponential anwächst, während zugleich die Konzentration auf die Reinlichkeit der Oberflächen abnimmt. Die Medienanalyse wie die Auswertung des Interviewmaterials zeigen, dass neben das Maschinenmodell des Körpers zunehmend die Vorstellung des Körpers als eines komplexen Systems tritt, in dem nicht Ruhe, Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit, sondern im Gegenteil Beweglichkeit, Unregelmäßigkeit und »Offenheit« als Indikatoren von Gesundheit und Leistungsfähigkeit fungieren.

Parallel dazu vollzieht sich der Aufstieg der Immunologie, die sich als eigenständige Disziplin etabliert und eine immer bedeutendere Stellung innerhalb der Biowissenschaften einnimmt. Während der Erste Internationale Kongress zur Immunologie 1971 von 3500 Personen besucht wurde, nahmen an dem Vierten Kongress schon mehr als 8000 Menschen teil. Die Zahl der Fachzeitschriften steigt von 12 (1970) auf über 80 im Jahr 1984 an. Entscheidend ist die Veränderung der epistemologischen Grundstruktur des Faches durch die Aufnahme

informations- und kommunikationstheoretischer Begriffe.¹ Im Rahmen der Konzeption des Körpers als eines »Immunsystems« (der Begriff taucht zum ersten Mal Mitte der 60er Jahre in einem wissenschaftlichen Aufsatz auf) tritt das Verständnis eines passiven, einfachen und reaktiven Abwehrmechanismus zugunsten der Konzeption einer aktiven, komplexen und prinzipiell offenen Produktion von »Antworten« zurück: »In der passiven Theorie mobilisierte das aktive Pathogen in einem sonst passiven Gast Abwehrkräfte. In den neueren Theorien ist der Körper unentwegt im Austausch mit seiner Umwelt und selektiert aus diesem unsäglichen Reichtum, was er braucht, um seine Eigenart zu erhalten« (Duden 1997, 264; Haraway 1995, 215 f.; Martin 1994, 33-37).²

Dieser Übergang zu einem immunologischen Diskurs betrifft jedoch nicht nur individuelle Körper. Im Zeitalter der Globalisierung findet die »immunologische Logik« (Luhmann 1984, 507) ebenso Eingang in politische Steuerungstheorien wie in Unternehmensberatungen, Managementstile und Produktionskonzepte. In der Organisationstheorie und der Industriesoziologie wird diese Transformation unter Stichworten wie »lernende Organisation« oder »systemische Rationalisierung« diskutiert. Außerhalb des vormals dominanten Modells der Hierarchisierung, Zentralisierung und Bürokratisierung tauchen neue Formen einer »postfordistischen« Organisation (Netzwerke, strategische Allianzen, etc.) auf, die tendenziell die »alten« Rationalisierungsmuster durch dezentrale und »flexible« Kontrolltechniken ablösen. Mit anderen Worten: die politische Ökonomie der Organisation verändert sich (vgl. Clegg/Hardy 1996; Siegel 1995, Türk 1995).

¹ Zu den Vordringen der Informationsmetapher in die Molekular- und Entwicklungsbiologie und den engen Beziehungen zwischen biologischen und physikalisch-kybernetischen Problemstellungen nach dem Zweiten Weltkrieg s. Keller 1998, 105-147, Rheinberger 1997.

² Francisco J. Varela rekonstruiert die Geschichte der Immunologie als Ablösung einer Heteronomie-Forschungsrichtung, welche Systeme als »außenbestimmt« ansieht, zu der sich heute durchsetzenden Vorstellung des Immunsystems als eines autonomen Netzwerkes. Entscheidend sei dabei die Erkenntnis, dass die Antikörper, die für die Unterscheidung von »Selbst« und »Nicht-Selbst« verantwortlich sein sollen, *selbst* Teil des Organismus sind. Varela bestreitet zwar nicht die Möglichkeit von Abwehrfunktionen des Immunsystems, betrachtet diese jedoch als sekundär in Hinblick auf die grundlegendere Aufgabe der Konstituierung von Molekular-Identität: »Dieser ‚Tanz‘ des Immunsystems mit dem Körper steht im Zentrum der hier vorgestellten neuen Konzeption, denn eben ein solcher ‚Tanz‘ ermöglicht es dem Körper, über sein ganzes Leben und in den verschiedensten Konfrontationen eine stets verändernde und plastische Identität zu haben. Die Konstituierung dieser Systemidentität ist nun freilich eine *positive* Aufgabe – und nicht eine Reaktion gegen Antigene. Und die Aufgabe der Identitäts-Konstituierung wird hier – logisch wie biologisch – als primär angesehen« (Varela 1991, 738, Hervorheb. im Orig.).

Festzuhalten ist also, dass sowohl für individuelle wie für kollektive Körper der schleichende Abschied von der Vorstellung eines hierarchisch und arbeitsteilig organisierten Körpers charakteristisch ist. An ihre Stelle tritt die Neuerfindung des Körpers als Kommunikationssystem, das sich nicht mehr an einem fixen Gleichgewichtszustand orientiert, sondern als ein fließendes steuer- und regeltechnisches Netzwerk funktioniert. Die Konzentration auf das Außen wurde von der Aufmerksamkeit für das Innen-Leben verdrängt und die Angst vor Gefahren durch »Risikokommunikation« ersetzt. Von der Vorstellung eines mechanischen Körpers, der sich aus einfachen Bestandteilen mit verschiedenen festen Funktionen zusammensetzt, wird zur Idee eines Körpers übergegangen, der auf einem fein verteilten, fluiden System beruht, wobei die neue Forderung nach Flexibilität das alte Interesse an starren Routinen und Gewohnheiten ablöst.

Ich möchte auf zwei zentrale Elemente des immunologischen Diskurses genauer eingehen: die Risikokonzeption und den Flexibilitätsimperativ.

Risiko

Vor nicht allzu langer Zeit wurden Risiken als Ausdruck einer sozialen Pathologie angesehen, sie verwiesen auf ein Defizit und signalisierten »Handlungsbedarf«, der darauf abzielte, Risiken zu eliminieren oder zumindest zu minimieren. Der keynesianische »Sicherheitsstaat«, der Risiken als ein zu beseitigendes Problem behandelte, gilt der neoliberalen Kritik selbst als Problemfall: Der Wohlfahrtsstaat sei die Grundlage einer Versicherungsgesellschaft, die nicht nur die individuellen Existenzen bis ins Detail reglementiere und ihnen bestimmte Lebensformen vorschreibe, sondern eine Versicherungsmentalität ausbilde, die jeglicher Initiative und unternehmerischem Geist den Boden entziehe. Entsprechend nehmen gegenwärtige neoliberale Programme eine andere Haltung zu Risiken ein: Risiken sind nicht das Zeugnis eines zu beseitigenden Mangels, sondern im Gegenteil die konstitutive Bedingung für individuelle Entfaltung und gesellschaftlichen Fortschritt. Risikobereitschaft ist demnach vor allem ein Zeichen von Eigeninitiative und Engagement – umgekehrt zeigen risikoscheue Körper, dass sie sich nicht als vernünftige Akteure qualifizieren können, die in der Lage sind für sich selbst und andere Vorsorge zu treffen. In dieser Perspektive ist nicht die bloße Existenz von Risiken pathologisch, sondern der Mangel an aktiver Vorsorge ihnen gegenüber, also ein fehlerhafter Umgang mit Risiken. Auf der Grundlage dieser Konzeption ist ausbleibende Eigeninitiative bereits das Symptom einer Krankheit, die sich gerade in der Auseinandersetzung mit Risiken manifestiert. Diese Symptome werden oft in Metaphern von Fettleibigkeit, Starrheit und Abhängigkeit beschrieben – und sie betreffen gleichermaßen

individuelle wie kollektive Körper (staatliche Verwaltungen, private Unternehmen, Individuen, Familien, etc.) (O'Malley 1996; Fach 1997).

Der Übergang von einer reaktiven zu einer aktiven Risikoorientierung liefert die Kriterien, um gesunde von kranken Körpern zu unterscheiden. Damit geht freilich auch eine Veränderung der Bedeutungen von Gesundheit und Krankheit einher. Wie die Medizinsoziologin Monica Greco in ihrer Arbeit zeigt, kann Gesundheit scheinbar paradox als Gegenstand einer rationalen Wahl und eines persönlichen Willens erscheinen. In psychosomatischen und »ganzheitlichen« Ansätzen wird Gesundheit weniger als Folge einer individuellen Fähigkeit denn als Funktion moralischer Qualitäten betrachtet. Möglich wird dies durch eine Ausdehnung des Krankheitsbegriffs und seine Erweiterung auf einen Zeitraum, der vor und außerhalb der »eigentlichen« Krankheit liegt. Die Psychosomatik diagnostiziert nicht nur die Symptome einer Krankheit schon lange vor ihrem Auftreten, sondern löst auch die Unterscheidung von inneren und äußeren Ursachen der Krankheit auf: Was bleibt sind Dimensionen des Risikos. Damit ändert sich allerdings auch der Stellenwert von Risiken. Was in einer klassisch medizinischen Perspektive nur eine Möglichkeit oder eine Wahrscheinlichkeit war, ist von einem psychosomatischen Standpunkt aus bereits eine (problematische) Tatsache. So wie die Vorsorge in Bezug auf körperliche Risiken auf ein selbstbestimmtes Leben verweist (etwa negativ: Aufgabe des Rauchens oder positiv: Beachten von Diätplänen), so zeugt umgekehrt die Untätigkeit in dieser Hinsicht von einer Form der Irrationalität, von einem mangelnden Willen, einer Unfähigkeit oder – warum nicht? – von Fremdbestimmung und Abhängigkeit. Die erfolgreiche »Selbstregierung« ist daher eine Voraussetzung für die Gesundheit, ihr Fehlen ist umgekehrt eine »Krankheit«, die den tatsächlichen psychischen und physischen Beschwerden vorausgeht. In diesem Sinn gibt es keine Trennungslinie mehr zwischen Prävention und Heilung: Die Prävention ist bereits eine Form der Therapie, und die Heilung beginnt schon bei der Vorsorge (Greco 1993; vgl. auch Sedgwick 1992).

Wenn in dieser Konzeption Gesundheit als Gegenstand einer rationalen und freien Wahl erscheint, so folgt daraus, dass Gesundheit nicht mehr nur etwas ist, das wir haben oder nicht haben. Sie ist zum sichtbaren Zeichen eines »richtigen Lebens« geworden wie umgekehrt das Ereignis der Krankheit zum Augenblick der Wahrheit über die fehlenden moralischen Qualitäten eines individuellen Körpers wird. Diese Strategie lässt sich auch auf kollektive Körper übertragen. Beispielsweise legt das »Überleben« und der Erfolg am Markt Zeugnis ab von der »Moral« ökonomischer Akteure und ihrer »Lernfähigkeit« – und delegitimiert zugleich jene, die sich neben dem Scheitern auf dem Markt auch noch mangelnde

Risikobereitschaft, Innovationsfähigkeit und Dynamik vorhalten lassen müssen (sonst wäre es ja nicht so gekommen, wie es kam).

Innerhalb des immunologischen Diskurses fungiert die Selbstregulationsfähigkeit individueller Körper in Bezug auf Risiken auch als entscheidendes Element einer Transformation des politischen Körpers. Barbara Cruikshank zeigt in ihrer Analyse kalifornischer Regierungsprogramme, wie »Selbstsorge« von einem persönlichen Recht oder privaten Ziel zu einer gesellschaftlichen Pflicht und zur zentralen Ressource von politischen Autoritäten wird. Der Rekurs auf »self-esteem« und »empowerment« dient dazu, den Ansatzpunkt möglicher politischer und sozialer Interventionen zu verschieben: Nicht gesellschaftlich-strukturelle, sondern individuell-subjektive Faktoren sind für die Lösung von Problemen wie Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Kindesmissbrauch etc. maßgeblich. Für das angegriffene soziale Immunsystem soll »self-esteem« dann als »Impfstoff« gegen kollektive Krankheiten fungieren: »Self-esteem is the likeliest candidate for a *social vaccine*, something that empowers us to live responsible and that inoculates us against the lures of crime, violence, substance abuse, teen pregnancy, child abuse, chronic welfare dependency, and educational failure« (*California Task Force to Promote Self-Esteem and Social and Political Responsibility* zit. nach Cruikshank 1996, 232; Hervorheb. im Orig.).

Flexibilität

Eng verwandt mit der Risikosemantik ist die Flexibilitätsrhetorik. Flexibilität meint die Fähigkeit, als Antwort auf sich verändernde Umweltbedingungen einen raschen Wandel zu vollziehen. Sie gehört zu den idealen Eigenschaften von individuellen wie kollektiven Körpern und wird von Regierungen und Betrieben ebenso erwartet und verlangt wie von ArbeiterInnen und AkademikerInnen. In unzähligen Pressekampagnen, Werbeprospekten, politischen Programmen und Produkten und Konzepten taucht Flexibilität als eine feste Größe auf, die Erstrebenswertes signalisiert. Ohne Rücksicht auf spezielle Zielvorgaben oder materielle Voraussetzungen erscheint sie weniger als Mittel für Zwecke denn als Selbstzweck, als letzter, nicht mehr zu begründender Wert. Zygmunt Bauman hat in diesem Zusammenhang von einer »Philosophie der Fitness« gesprochen: »Nicht mehr das Streben nach Normerfüllung und Konformität macht also die Anstrengung unseres Lebens aus; vielmehr handelt es sich um eine Art Meta-Anstrengung, die Anstrengung, fit – gut in Form – zu bleiben, um sich anzustrengen« (Bauman 1995, 19).

Flexibilität ist das Synonym für ein System, das sich niemals im Gleichgewicht befindet, sondern immer in Bewegung ist und sich permanent auf Veränderungen einstellt –

Veränderungen freilich, die erst retrospektiv als solche erscheinen und sich nicht als Abweichung von einem Idealzustand kartographieren lassen. Ein weiterer Aspekt der Flexibilitätsmetaphorik ist der Kontrast zwischen einer flexiblen und einer inflexiblen Struktur, der oft einhergeht mit dem Gegensatz von Harmonie und Frieden auf der einen und Feindseligkeit und Kampf auf der anderen. Was Flexibilität als Machtprinzip so schwer durchschaubar macht, ist die Tatsache, dass der Begriff Kompromissbereitschaft und Offenheit signalisiert, während gleichzeitig Inflexibilität für Starrheit und Konfliktsuche steht. Flexibilität vermittelt den Eindruck, dass man über alles reden könne – freilich auf der Grundlage eines alles umfassenden Realitätsprinzips, das die Einzelnen auf Flexibilität verpflichtet.

Flexibilität ist ein prozessierendes Problem, ein Begriff, der nur als Problem existiert und als Lösung nur auf sich selbst verweist: Die Probleme, die mit Flexibilität geschaffen werden, lassen sich nur mit einer erneuten und radikalisierten Flexibilisierung lösen. Der Begriff der Flexibilität kann heute so umfassend und in so unterschiedlichen Bereichen zum Einsatz kommen, weil er zum einen etwas intrinsisch Gutes ankündigt, auf der anderen Seite aber selbst einer ungeheuren semantischen Flexibilität unterliegt. Unter der Überschrift »Flexibilität« lassen sich sehr verschiedene und teilweise widersprüchliche Erwartungen und Verhaltensanforderungen versammeln. Bezogen auf das Verhältnis von Organisation und Individuum kann Flexibilität so die Freiheit meinen, aus rigiden organisatorischen und hierarchisch strukturierten Rahmen auszubrechen, um Spontanität, Initiative und Veränderungsbereitschaft der Individuen zu ihrem Recht kommen zu lassen. Derselbe Begriff steht aber auch für die Anforderung an Organisationen, flexibel mit ihrem Arbeitskräftepotential umzugehen, das heißt die Beschäftigten einzustellen und zu entlassen, wie es ihnen beliebt. Wenn dann als Folge organisatorischer Flexibilität Beschäftigten gekündigt wird, heißt der Ratschlag für die dann Arbeitslosen wiederum, flexibel zu sein, um einen neuen Arbeitsplatz zu finden. Dies kann gegebenenfalls auch bedeuten – und hier gibt es eine direkte Verbindung zu dem Risikogedanken – auf soziale Sicherheiten und Rechte zu verzichten. Wie auch immer: An Flexibilität kommt niemand vorbei (Martin 1994, S. 143-159; Bauman 1995; Sennett 1998, v. a. 57-80).

Die immunologische (Un-)Ordnung

Flexibilität und Risiko sind die Markenzeichen der neuen immunologischen Ordnung, die eher als eine prozessierende Unordnung zu charakterisieren ist, die sich niemals in einem

Ruhezustand befindet. Die Flexibilität besteht darin, dass prinzipiell alles anhand von Immunparametern betrachtet werden kann und potentiell ein Risiko darstellt. Da die Orientierung an einer fixen Gesundheitsnorm entfällt, gibt es nichts mehr, das nicht als eine Krankheit bzw. als Krankheitsrisiko dechiffriert werden kann. In den 80ern und 90ern wurden eine Reihe von lange bekannten Krankheiten wie Allergien, Multiple Sklerose und Krebs als Fehlfunktionen des Immunsystems neu definiert. Lymphozyten, Makrophagen und T-Zellen kommen aber auch bei der Abschätzung der positiven oder negativen Effekte einer Reihe von weiteren Faktoren zum Einsatz, die von dem Einfluss der UV-Strahlung über die Jahreszeiten bis hin zu Glück, Stress und Ehestreitigkeiten reichen. Dem Immunsystem wird heute eine scheinbar magische Qualität zuerkannt, die es ermöglicht, Sonnenlicht in Krankheit und Optimismus in Gesundheit zu »übersetzen« (Martin 1994, 183-192).

Die epistemologische Ausweitung des Krankheitsbegriffs und die Repräsentation des Körpers als Immunsystem eröffnen aber auch völlig neue Interventions- und Differenzierungsmöglichkeiten. So wird heute beispielsweise jede Schwangerschaft zu einem immunologischen Ereignis und jede Schwangere zu einer »Risikoschwangeren« – mit unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Konsequenzen in den kapitalistischen Industrieländern und in der so genannten Dritten Welt. Während Frauen hierzulande die gereinigten Eiweiße ihrer Partner unter die Haut gespritzt werden, um die Gefahr einer Abstoßung des Fetus durch das mütterliche Immunsystem zu verhindern, wird in Indien zurzeit ein »Antischwangerschaftsimpfstoff« als Mittel der Bevölkerungspolitik erprobt. Diese medizinischen Interventionen setzen die Konzeption von Schwangerschaft als einer zu behandelnden oder zu vermeidenden Krankheit voraus. Für David Griffin, Direktor des Sonderprogramms der Weltgesundheitsorganisation zur menschlichen Reproduktion (WHO-HRP), hat diese epistemologische Verschiebung eine strategische Bedeutung: »Häufig auftretende Schwangerschaften werden zu Epidemien. Um Epidemien zu vermeiden, stellt der Antischwangerschaftsimpfstoff eine sehr attraktive Waffe dar, die in das gegenwärtige Waffenarsenal integriert werden muss« (zit. nach Geden 1996, 70; Sprenger 1997, 29; Zimmermann 1996, 84 f.)

Bei der Entgrenzung des Krankheitsbegriffs im immunologischen Diskurs spielt die Erfahrung mit der »Immunschwäche« AIDS eine zentrale Rolle. Während Bakterien identifizierbar sind, von außen in den Menschen eindringen und sich in diesem Fall Krankheit als Krieg zwischen Innen und Außen inszenieren lässt, stellt sich mit AIDS das Problem eines Kampfes mit unbekanntem Feinden in uns selbst. Allerdings ist die »Immunologik« weniger als Resultat der gesellschaftlichen Wahrnehmung von AIDS zu betrachten; eher kann

umgekehrt im Rahmen dieses Diskurses Krankheit neu »entdeckt« werden. Während in Zeiten des Kalten Krieges und der Ost-West-Konfrontation die Gefahr immer von äußeren Feinden kam (etwa als kommunistische »Infiltration«) und entsprechende Eindämmungspolitiken erforderte (z.B. »Quarantäne« Kubas), stellt sich heute die weltpolitische Situation anders da und erfordert völlig neue Konzeptionen dessen, was »Freunde«, »Feinde« und »Fremde« meint. Die Ansicht, dass die gesamtpolitische »Kondition« einiges mit der Entdeckung einer Krankheit als »Immunschwäche« zu tun hat, wird sogar in den AIDS-Nachrichten des Bundesgesundheitsamtes vertreten: »Vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus spielen vielleicht auch die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eine Rolle. Mitte der achtziger Jahre war die Welt noch charakterisiert durch den Ost-West-Gegensatz, der den Feind nach außen projizierte. Mittlerweile, nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers, verschärfen sich überall die innergesellschaftlichen Widersprüche. So spielt womöglich auch der Zeitgeist eine Rolle dabei, was für ein Bild sich die Menschen von einer Krankheit machen, vor allem, wenn es sich um eine neue Krankheit handelt« (zit. nach Zimmermann 1996, 81; O'Neill 1992; Martin 1994, 127-142; Waldby 1995).

Ein weiterer Aspekt dieser »Neuen Weltordnung« ist die Konversion der äußeren Natur in Begriffe eines »Ökosystems«. Die Natur, die einmal einen vom Sozialen abgegrenzten unabhängigen Raum mit eigenständiger Handlungsmacht (und autonomen Natur-Gesetzen) bezeichnete oder die Quelle des Lebens symbolisierte, wird immer mehr zur »Umwelt« des (industriell-kapitalistischen) Systems. Analog der immun-systemischen Neudefinition der Körpergrenzen und der Operationalisierung der Differenz von Innen und Außen nimmt auch die öko-systemische Konzeption eine Neuerfindung der Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft vor. Angesichts »globaler« Gefährdungen geht es heute weniger um die restriktive Fassung der »Grenzen des Wachstums« als um ein dynamisches Wachstum der Grenzen. Im Zeitalter einer »nachhaltigen Entwicklung« werden vormals noch nicht erschlossene Bereiche für kapitalistische Verwertungsinteressen und industrielle Nutzungschancen geöffnet und Natur und Leben selbst in den ökonomischen Diskurs effizienten Ressourcenmanagements einbezogen: »No longer is nature defined and treated as an external, exploitable domain. Through a new process of capitalization, effected primarily by a shift in representation, previously ,uncapitalized‘ aspects of nature and society become internal to capital...This transformation is perhaps most visible in discussions of rainforest biodiversity: the key to the survival of the rainforest is seen as lying in the genes of the species, the usefulness of which could be released for profit through genetic engineering and

biotechnology in the production of commercially valuable products, such as pharmaceuticals. Capital thus develops a conversationist tendency, significantly different from its usual reckless, destructive form« (Escobar 1996, 47; Stickler/Eblinghaus 1996).

Körper und Antikörper

Angesichts der »globalen« Bedeutung des immunologischen Diskurses ist die These der Wissenschaftshistorikerin Donna Haraway kaum verwunderlich, »dass das Immunsystem als eine ausgearbeitete Ikone für Systeme symbolischer und materieller ‚Differenz‘ im Spätkapitalismus angesehen werden kann. Das Immunsystem ist in erster Linie ein Objekt des 20. Jahrhunderts. Es stellt eine Kartierung dar, die Erkennung und Fehlerkennung von Selbst und Anderen in den Dialektiken der westlichen Biopolitik anleitet. Das heißt, dass das Immunsystem ein Plan für bedeutungsvolle Handlungen ist, mit denen in den entscheidenden Bereichen der Normalität und des Pathologischen die Grenzen dafür festgelegt und aufrechterhalten werden, was als Selbst und was als Anderes gelten kann« (Haraway 1995, 162).

Das Immunsystem kann heute vor allem deshalb als Universalmetapher für die Codierung von Differenz funktionieren, weil es zwei einander widerstreitende Tendenzen »verkörpert«, die in einen produktiven und sich verstärkenden Kreislauf eingebunden sind und die Kohärenz der Immunologik sichern. Zum einen hat das Immunsystem eine besondere Grenz-Stellung zwischen Natur und Gesellschaft. Es ist zwar angeboren und insofern natürlich, zugleich aber hat das Immunsystem eine gesellschaftliche Komponente, weil es trainierbar, das heißt veränderbar, anpassungsfähig, mit einem Wort: flexibel ist. Zum anderen operiert das Immunsystem an der Grenze von Selbst und Nicht-Selbst, und seine Aufgabe besteht darin, diese Grenze – und zugleich die Flexibilität dieser Grenze – zu sichern. Gerade in Zeiten brüchiger Identitäten, in denen die Frage nach dem Selbst sich nicht »selbstverständlich« oder »natürlich« beantworten lässt und die nationalstaatlichen, geschlechtlichen und ethnischen Grenzen immer »offener« werden, wird die Stabilisierungsleistung durch »Antikörper« dringlicher und die Metaphorik des Immunsystems zunehmend martialischer.

Es ist daher nicht überraschend, dass der Immunologik auch eine explizite militärische und politische Bedeutung zukommt und sie einen zentralen Platz in der Abwehr innerer und äußerer »Fremdkörper« einnimmt. Dafür jeweils ein Beispiel: Der US-amerikanische Offizier Frederick Timmerman befürwortete in der Fachzeitschrift *Military Review* den Aufbau eines für Spezialeinsätze ausgebildetes Elitecorps in einer zukünftigen Armee mit folgenden

Worten: »Das passendste Beispiel zur Beschreibung der Arbeitsweise dieses Systems ist das komplexeste biologische Modell, das uns bekannt ist: das körpereigene Immunsystem. Im Körper gibt es eine bemerkenswert komplexe Abteilung innerer Leibwächter. Ihre absolute Anzahl ist gering, sie macht nur etwa ein Prozent der Körperzellen aus. Aber sie bestehen aus Erkennungsexperten, Killern, Rekonstruktionsspezialisten und Kommunikatoren, die Eindringlinge ausfindig machen, Alarm geben, schnelle Reparaturen ausführen und zum Angriff ausschwärmen können, um den Feind zurückzuschlagen« (zit. nach Haraway 1995, 220). Was die inneren Feinde angeht, so schlug der inzwischen wieder zur FDP zurückgekehrte frühere Parteichef des *Bundes Freier Bürger* Manfred Brunner folgenden Vergleich vor: Es gebe in Deutschland, wie bei einem menschlichen Körper, »Bazillen, Viren oder Krankheitserreger, die den Menschen anfechten«; deshalb sei es jetzt wichtig, »das Immunsystem des deutschen Volkes zu stärken« (zit. nach Zimmermann 1996, 82).³

Das Besondere dieses immunologischen Rassismus besteht darin, dass er ohne jeden Rekurs auf eine spezifisch biologische Natur auskommt – und gerade das macht seine (Post?-)»Modernität« und Gefährlichkeit aus. Diese Transformation von einem biologischen zu einem kulturellen oder »differenzialistischen« (Taguieff) Rassismus hat Etienne Balibar als »Rassismus ohne Rassen« bezeichnet. Sein Thema ist »nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen« (Balibar 1990, 28). Nicht mehr die Überlegenheit einzelner Völker oder Rassen über andere steht im Mittelpunkt, sondern der Hinweis auf »die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen« (ebenda, 28). Balibar weist zurecht darauf hin, dass es sich hier um einen Naturalismus zweiter Ordnung handelt, bei dem der Begriff der Kultur als eine zweite Natur fungiert, wobei irreduzible kulturelle Differenzen als eine Art »natürlicher Grenze« fungieren und die strikte Beachtung von »Toleranzschwellen«, »Aufnahmekapazitäten« und »Einwanderungskontrollen« eingefordert wird.

Auch Emily Martin stellt fest, dass sich eine Art »postdarwinistische« Konzeption abzeichnet, deren Wahlspruch »survival of the fittest« sich jedoch nicht mehr auf eine vorgängige Natur bezieht, sondern auf die Fähigkeit zur Fitness, zur permanenten Anpassungsleistung und die

³ Unter der Überschrift »Asylantrag« erfahren wir in einem preisgekrönten Buch über das Immunsystem: »Ein transplantiertes Organ bewohnt plötzlich den Körper: Alarm für das Immunsystem. Die Abwehrzellen haben gelernt, jeden Fremdling zu töten, ob groß oder klein. Bleiben dürfen ein fremdes Herz oder eine Spenderniere nur durch den Einsatz ungewöhnlicher Mittel« (Kautzmann 1998, 74). Der Einsatz von »Immundämpfern« senkt zwar die Gefahr der Transplantatabstoßung, erhöht aber die Infektionsanfälligkeit der betroffenen PatientInnen. Mit anderen Worten: »Toleranz hat ihren Preis« (ebenda, 186).

Bereitschaft, positive und negative Stimuli aufzunehmen und umzusetzen. Innerhalb dieser recodierten Fitnessorientierung ist der oder die Einzelne allein verantwortlich für das Leben und Überleben in der Gesellschaft. Flexibilität wird zum Natur-Ersatz, der aber dieselben diskriminatorischen Effekte erzielt – ohne Rückgriff auf das biologische Vokabular. Der immunologische Diskurs birgt »die Gefahr, uns glauben zu machen, es gebe eine natürliche Grundlage dafür, warum flinke Männer und Frauen mit reaktionstüchtigen Immunsystemen und unverwüstlichen Persönlichkeiten in annehmbaren Jobs überleben, während andere von uns mit angeschlagenen oder starren Immunsystem in Armut und Krankheit absinken werden« (Martin 1998, 523; Martin 1994, 229-250; vgl. auch Howe 1994).

Wenn diese Annahme richtig ist, dann lässt sich die Immunologie nicht mehr allein als eine Spielart des Soziobiologismus (Modellierung der Gesellschaft nach dem Vor-Bild der Biologie) begreifen, da das Soziale und seine Differenz zum Biologischen dabei selbst auf dem Spiel stehen. Wenn heute nicht nur bei sozialen Körpern, sondern auch bei biologischen Organismen von Information, Code, Dechiffrierung etc. die Rede ist, dann gibt es offenbar nichts mehr, das sich nicht in informations- oder kommunikationstheoretische Kategorien übersetzen ließe; umgekehrt sind die Kommunikationssysteme permanent von der »Infizierung« durch »Viren« bedroht, was die Entwicklung von Resistenzen und Immunisierungsstrategien in Form von »Antivirenprogrammen« notwendig macht (vgl. Haraway 1995, 217; 48-54, Tanner 1998, 167-169).⁴

Die autopoetische Wende innerhalb der Systemtheorie bringt diese Tendenzen auf den Punkt – ohne freilich mehr als ihre »Beschreibung« bzw. »Beobachtung« zu liefern. Begriffe wie Autopoiesis oder Selbstreferenzialität beziehen sich gerade nicht mehr nur auf Funktionsstörungen sozialer Systeme oder die Abwehr devianten Verhaltens, sondern sie thematisieren in reflexiver Einstellung die aktive Produktion der Grenzen durch Inklusion und Exklusion (statt durch Integration und Ausschluss). In »Aushandlungssystemen« wird die Ausnahme der Regelverletzung selbst zur Regel, wobei die Mechanismen der Zurichtung und

⁴ »Im Gefolge der technologischen und begrifflichen Veränderungen, deren Zeuge wir in den letzten drei Jahrzehnten geworden sind, hat sich der Körper selbst unwiderruflich verändert, möglicherweise besonders im biologischen Diskurs. Der biologische Organismus von heute weist wenig Ähnlichkeit mit der herkömmlicherweise mütterlichen Garantin der Ganzheit des Lebens, der Quelle von Fürsorge und Nahrung auf; er ist nicht einmal mehr das passive materielle Substrat der klassischen Genetik. Der Körper der modernen Biologie ist, wie das DNA-Molekül – und wie ein modernes politisches Gebilde oder ein Unternehmen – einfach zu einem weiteren Teil eines Informationsnetzwerks geworden, jetzt Maschine, dann Botschaft, immer bereit, das eine mit dem anderen zu vertauschen« (Keller 1998, S. 146 f.).

Disziplinierung durch Modelle der Moderation und Modulation und fixe Normalitätsvorgaben durch einen »flexiblen Normalismus« ergänzt werden (vgl. Deleuze 1993; Link 1996). Auf diese Weise ist es nicht nur möglich, die Kriterien der Intervention, ihre Grenzen und Erfolgsbedingungen aufgrund systemeigener Codes zu bestimmen, sondern die Systeme lassen sich so zugleich gegen »fremde«, das heißt »äußerliche« Ansprüche, Normen, Werte etc. »immunisieren«⁵. Mit anderen Worten: »Das System immunisiert sich *nicht gegen das Nein*, sondern *mit Hilfe des Nein*; es schützt sich *nicht gegen Änderungen*, sondern *mit Hilfe von Änderungen* gegen Erstarrung in eingefahrenen, aber nicht mehr umweltadäquaten Verhaltensmustern. Das Immunsystem schützt nicht die Struktur, es schützt die Autopoesis, die geschlossene Selbstreproduktion des Systems. Oder um es mit einer alten Unterscheidung zu sagen: es schützt durch Negation vor Annihilation« (Luhmann 1984, 507; Hervorheb. im Orig.).

⁵ Für das System der Verbrechenskontrolle und Kriminalitätspolitik vgl. etwa die Beobachtung von David Garland: »The aim is no longer to respond to external social demands for the control of crime and the reform of offenders. Instead the aim is to develop an immunity from outside demands of this kind by setting up internal aims and self-generated criteria of success« (Garland 1995, 195).

Literatur

- Balibar, Etienne 1990: »Gibt es einen Neo-Rassismus?«. In: Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel, Rasse – Klasse – Nation: Ambivalente Identitäten. Hamburg/Berlin: Argument, S. 23-38.
- Bauman, Zygmunt 1995. »Philosophie der Fitness«. In: die tageszeitung vom 25. März 1995, S. 19-21.
- Clegg, Stewart R./Hardy Cynthia 1996: »Introduction: Organizations, Organization and Organizing«. In: Clegg, Stewart R./Hardy Cynthia/Nord Walter R. (Hg.), Handbook of Organization Studies. London/Thousand Oaks/New Dehli: Sage, S. 1-28.
- Cruikshank, Barbara 1996: »Revolutions within: self-government and self-esteem«. In: Barry, Andrew/Osborne, Thomas/Rose, Nikolas (Hg.), Foucault and Political Reason. Liberalism, neo-liberalism and rationalities of government. London: UCL Press, S. 231-251.
- Deleuze, Gilles 1993: »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«. In: Deleuze, Gilles: Unterhandlungen 1972-1990. Frankfurt am Main: Suhrkamp; 1993, S. 254-262.
- Duden, Barbara 1997: »Das 'System' unter der Haut. Anmerkungen zum körpergeschichtlichen Bruch der 1990er Jahre«. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichte, 8. Jg. (Nr. 2), S. 260-273.
- Eblinghaus, Helga/Stickler Armin 1996: Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development. Frankfurt am Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Escobar, Arturo 1996: »Constructing Nature. Elements for a poststructural political ecology«. In: Peet, Richard/Watts, Michael (Hg.), Liberation ecologies. Environment, development, social movements. London/New York: Routledge, S. 46-68.
- Fach, Wolfgang 1997: »Die Sehnen der Macht. Zur Physiognomik des 'schlanken Staates'«. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 2, S. 222-231.
- Garland, David 1995 : »Penal Modernism and Postmodernism«. In: Blomberg, Thomas G./Cohen, Stanley (Hg.), Punishment and Social Control. New York: Aldine de Gruyter, S. 181-209.
- Geden, Oliver 1996: Rechte Ökologie. Umweltschutz zwischen Emanzipation und Faschismus. Berlin: Elefant Press.
- Gilbert, Scott F. 1997: »Bodies of Knowledge: Biology and the Intercultural University«. In: Taylor, Peter J./Halfon, Saul E./Edwards, Paul N. (Hg.), Changing Life. Genomes, ecologies, bodies, commodities. Minneapolis: University of

- Minnesota Press, S. 36-55.
- Greco, Monica 1993: »Psychosomatic subjects and the 'duty to be well': personal agency within medical rationality«. In: *Economy & Society*, Vol. 22 (Nr. 3), S. 357-372.
- Haraway, Donna 1995: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Howe, Louis E. 1994: »Political Immunology: Political Subjectivity (Subjection) in the Information Age«. In: *New Political Science* 1994, No. 30/31, S. 77-97.
- Kautzmann, Gabriele 1998: *Krieg in unserem Körper. Wie das Immunsystem unser Leben schützt*. München: Zabert Sandmann.
- Keller, Evelyn Fox 1998: *Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert*. München: Verlag Antje Kunstmann.
- Link, Jürgen 1996: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1996: *Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Martin, Emily 1994: *Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture - From the days of Polio to the Age of AIDS*. Boston: Beacon Press.
- Martin, Emily 1998: »Die neue Kultur der Gesundheit. Soziale Geschlechtsidentität und das Immunsystem in Amerika«. In: Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob (Hg.), *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 508-525.
- O'Malley, Pat 1996: »Risk and responsibility«. In: Barry, Andrew/Osborne, Thomas/Rose, Nikolas (Hg.), *Foucault and Political Reason. Liberalism, neo-liberalism and rationalities of government*. London: UCL Press, S. 189-207.
- O'Neill, John 1992: »Horror Autotoxicus: Critical Moments in the Modernist Prosthetic«. In: Crary, Jonathan/ Kwinter, Sanford (Hg.), *Incorporations*. New York: Zone, S. 264-267.
- Rheinberger, Hans-Jörg 1997: »Von der Zelle zum Gen. Repräsentationen der Molekularbiologie«. In: Rheinberger, Hans-Jörg/Hagner, Michael/Wahrig-Schmidt (Hg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*. Berlin: Akademie Verlag, S. 265-279.
- Sedgwick, Eve Kosofsky 1992: »Epidemics of the Will«. In: Crary, Jonathan/Kwinter, Sanford (Hg.), *Incorporations*. New York: Zone, S. 582-595.
- Siegel, Tilla 1995: »Schlank und flexibel in die Zukunft? Überlegungen zum Verhältnis von

- industrieller Rationalisierung und gesellschaftlichem Umbruch«. In: Aulenbacher, Brigitte/Siegel, Tilla (Hg.), Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 175-195.
- Sprenger, Ute 1997: »Gefeit gegen Fruchtbarkeit. Von Sexualhormonen, Forscherbegierden und Geburtenkontrolle«. In: Iz3w, Nr. 225, S. 27-29.
- Tanner, Jakob 1998: »‘Weisheit des Körpers’ und soziale Homöostase. Physiologie und das Konzept der Selbstregulation«. In: Sarasin, Philipp/Tanner, Jakob (Hg.), Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 129-169.
- Türk, Klaus 1995: ‘Die Organisation der Welt’. Herrschaft durch Organisation in der modernen Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Varela, Francisco J 1991: »Der Körper denkt. Das Immunsystem und der Prozeß der Körper-Individuierung«. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeffer, K. Ludwig (Hg.), Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 727-743.
- Waldby, Catherine 1995: »Body Wars, Body Victories: Aids and Homosexuality in Immunological Discourse«. In: Science As Culture, No. 23, S. 181-198.
- Zimmermann, Beate 1996: »Wie das Reden vom Immunsystem leibhaftig wird«. In: Frauen gegen Bevölkerungspolitik (Hg.), LebensBilder LebensLügen. Leben und Sterben im Zeitalter der Biomedizin. Hamburg: Verlag Libertäre Assoziation, S. 77-88.